

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



In Sturm und Stille.

Roman von Max Tren.

(Fortsetzung.)

Von draußen her hörte man Schritte, und in die Tür trat ein französischer Offizier, eine hohe, schlank, vornehme Gestalt mit geistvollen, feinen Gesichtszügen. Er trug die reich mit Gold gestickte Uniform der französischen Marschälle. Hinter ihm kam sein Gefolge, eine große Anzahl von Offizieren aller Waffengattungen. An seinem Arm aber führte er eine junge Dame — Fräulein Beate von Hassow, die noch blaß und bleich aussah, aber ihre äußere Ruhe wieder gewonnen hatte.

Als der Marschall den ihm gerade gegenüberstehenden Westingerode erblickte, sagte er kurz:

„Sie warten hier auf meine Befehle, Herr Graf!“

Der Graf verneigte sich. Und dann slog sein Blick voll Triumph zur Äbtissin herüber.

Diese hatte sich erhoben. Sie und ebenfalls Hans Joachim von Sormis gingen dem Marschall entgegen.

„Seien Sie willkommen in Stift Hohenbergen, Herr Herzog,“ sagte die Äbtissin.

Der Marschall Macdonald, Herzog von Tarent, führte respektvoll die Hand der Domina an seine Lippen und reichte dann seine Hand Hans Joachim.

„Siehe da, Herr Baron von Sormis.“

Sie kannten sich schon. Vor einigen Jahren war das Korps des Marschalls Macdonald hier durchmarschiert, und letzterer selbst hatte während mehrerer Tage im Stifte Quartier genommen. Der Marschall, einer der edelsten Charaktere jener tiefbewegten Zeit, der nichts an sich hatte von dem hochfahrenden Wesen und der prätorianischen Härte der Soult, Vandamme, Suchet, zum Teil auch Davoust und anderer, hatte sich damals durch sein freundliches, entgegenkommendes Verhalten allerorts Sympathien erworben, und besonders Hans Joachim hatte zu jener Zeit als Beauftragter der Landchaft über die Verpflegung und Einquartierung der Truppen vielfache Verhandlungen mit ihm zu führen gehabt, die der Marschall stets in vornehmster Weise zu erledigen gewußt hatte. So war es kein Wunder, wenn er hier in guter Erinnerung stand, und man sich des Wiedersehens aufrichtig freute.

„Die Herrschaften sind überrascht, mich hier zu sehen,“ sagte er mit tiefer, wohlklingender Stimme. „Das Rätsel wird sich bald lösen. Inbörderst aber erlauben Sie mir, gnädigste Frau Äbtissin, daß ich Ihnen diese junge Dame zurückführe und Ihren mütterlichen Armen übergebe, die, wie ich bereits unterrichtet bin, durch den Gewaltstreich eines Schurken Ihrer Obhut entführt worden ist.“

Damit führte er Beate der Domina zu, die sie in ihre Arme schloß. Dann aber hielt das junge Mädchen nicht mehr an sich; mit einem Jubelruf fiel sie Hans Joachim um den Hals.

„Ach,“ sagte der Marschall lächelnd, „also ein doppeltes Band, das ich aufs neue knüpfen zu helfen so glücklich war! Darf ich den jungen Herrschaften meinen herzlichsten Glückwunsch aussprechen?“

Und herzlich schüttelte er die Hände der beiden jungen Leute.

„Vielen, vielen Dank Ihnen, Herr Herzog!“ stammelte Beate.

„Wofür? Daß ich eine selbstverständliche Ritterpflicht ausübte und Sie aus den Händen von Wegelagerern und Räubern befreite? Kein Wort mehr darüber, bitte! Aber,“ er ließ seine erstaunten Blicke durch den Saal fliegen — „ich scheine hier in eine etwas ungewöhnliche Situation geraten zu sein, — wie ein Gericht oder eine Kirche sieht es hier aus —“

„Es war Gericht, Herr Herzog,“ sagte die Domina feierlich.

„Und über wen?“

„Ueber den Entführer eines Mädchens.“

„Ach, ich verstehe! Jawohl, ich entsinne mich des alten Privilegs des Stiftes, — Sie erzählten mir damals davon, gnädigste Frau Äbtissin, und lasen mir die alte Urkunde darüber vor. Und wie lautete das Urteil?“

„Unseren Gesetzen entsprechend auf Tod durch den Strick. Und allsfort soll das Urteil vollzogen werden.“

Einen Augenblick starrte der Marschall. Er überlegte. „Erlauben Sie mir, gnädigste Frau Äbtissin, eine kurze Bemerkung. Sie wissen, daß wir Marschälle in den Orten, wo wir uns während des Krieges aufhalten — und wir sind im Kriege mit Rußland — Stellvertreter des Kaisers sind und in seinem Namen zu befehlen und zu verfügen die Vollmacht haben. Und so hebe ich als Stellvertreter des Kaisers kraft dieser Vollmacht das Urteil auf, das der Stiftskloster aber den Grafen Westingerode gesprochen hat.“

In den Augen der Domina blitzte es.

„Herr Herzog!“

„Gnädigste Äbtissin?“

„Wollen Sie in unsere Rechte eingreifen?“

Drohend klang die Frage. Aber der Marschall blieb ruhig.

„Ich muß es, gnädigste Frau. Denn einmal glaube ich es der Würde und dem Ansehen meines Kaisers, an dessen Stelle ich hier stehe, schuldig zu sein, daß nicht ein Offizier der Armee von einem anderen Gerichte verurteilt wird, als von dem Kriegsgericht, und sodann“ — hier verneigte er sich vor den sämtlichen Konventualinnen — „möchte ich vermeiden, daß das Stift Hohenbergen, weil es mir lieb und wert ist, sich mit dem Blut eines Glenden beflecke, der jedenfalls die Folgen nicht wert wäre, die durch eine Vollstreckung des Urteils möglicherweise — ich sage möglicherweise — über dieses Haus und seine Anfassinnen heraufbeschworen werden könnten.“

„Und wer wird uns Genugtuung schaffen?“ fragte die Domina, und noch immer klang dieses Grollen durch ihre Stimme. „Wer bürgt uns überhaupt dafür, daß jener —“

— jener — Herr nicht straflos ausgeht, wie so mancher andere?"

„Dafür bürgte ich, gnädigste Frau Aebtissin! Und erlauben Sie mir, Ihnen den Beweis dafür zu liefern.“

Atemloses Schweigen herrschte im Saale, der zur einen Hälfte von den Stiftdamen und ihren Zugehörigen, zur anderen Hälfte von französischen Offizieren angefüllt war.

Der Marschall wandte sich um.
„Herr Graf von Wellingerode!“

„Herr Herzog!“
„Was veranlaßte Sie, ein Verbrechen zu begehen, das jeder Ehrenmann verabscheuen muß? —“

Wellingerode hatte seine Zuderschiffung wiedergewonnen.
„Der Befehl des Königs.“

„Wo ist er?“
„Ich trage ihn bei mir.“

„Wohlan, so geben Sie ihn mir!“
„Es ist ein vertrauliches Schreiben, Herr Herzog.“

„Das Sie mir jedenfalls werden zeigen dürfen! Also heraus damit!“

Der Graf übergab dem Marschall zögernd das Handschreiben des Königs Jerome. Der Herzog überflog die Zeilen. Ein Zug des Unwillens zeigte sich auf seinem Gesichte.

„Mit solchen Aufträgen wird sich der Hof zu Kassel keine Freunde erwerben,“ sagte er bitter. „Ich werde dieses Schreiben Sr. Majestät dem Kaiser zur weiteren Verfügung einsenden. Sie aber, mein Herr Graf, haben diese Vollmacht, deren eigentlichen Urheber ich wohl in Ihnen selbst zu sehen habe, in unverantwortlicher Weise überschritten. Wenn es Ihrem persönlichen Ehrgefühl nicht widerstrebt, eine Dame zu einem Dienste zu zwingen, zu dem sie sich entschieden weigerte, so sagie Ihnen dieses Handschreiben jedenfalls in aller Klarheit und Schärfe: keine offene Gewalt! Und es gibt Ihnen ebenso klar die Gründe dafür an: Wir wollen kein zweites Spanien. Sie aber, mein Herr Graf, haben trotz allem offene Gewalt angewendet. Sie tragen die Schuld daran, daß hier alles in Waffen starrt, und Sie hätte die Verantwortung dafür getroffen, wenn es hier zu schwerem Blutvergießen gekommen wäre.“

Trotzig warf der Graf den Kopf in die Höhe.
„Und was hätte es geschadet, Herr Herzog, wenn hier unter diesen Leuten ein Strafgericht statuiert worden wäre?“

„Nun, Sie hätten es jedenfalls nicht statuiert, mein Herr Graf, denn Sie sind von diesen herzhaften Leuten gründlich kaltgestellt worden und würden jetzt an jenem Baume da unten hängen, wenn ich nicht rechtzeitig noch dazu gekommen wäre. Sie, mein Herr Graf, sind die Schlinge nicht wert, die Ihnen eine ehrliche Hand knüpfen würde.“

„Herr Herzog!“ fuhr Wellingerode auf.
„Was beliebt?“

„Ich werde Genugthuung fordern —“
„Ganz wie Sie wünschen, Herr Graf. Zunächst aber wollen wir dieser unerquicklichen Szene ein Ende machen.“

Er wandte sich an seinen Adjutanten.

„Sie veranlassen den sofortigen Transport des Grafen Wellingerode an den Kommandanten von Magdeburg. Degen und Epauletten sind dem Gefangenen abzunehmen, er hat sie verdirrt. Bei der geringsten Widerschlichkeit, bei jedem Fluchtversuche wird er niedergeschossen. Dem Kommandanten von Magdeburg ist zu eröffnen, daß ich selbst direkt an den Kaiser Napoleon berichte, und daß der Gefangene bis zu dessen weiterer Verfügung in Magdeburg in Haft zu bleiben hat. Führen Sie ihn ab!“

„Herr Herzog, wir sprechen uns noch!“ knirschte der Graf.

Der Herzog wandte ihm schweigend den Rücken.
„Sind Sie zufrieden, gnädigste Frau Aebtissin?“ fragte er und verneigte sich gegen die Domina.

„Eigentlich nicht so ganz, Herr Herzog, aber im Grunde — Sie haben recht, unsere Bäume sollen nicht solche Früchte tragen.“

Mitterlich bot der Marschall der Domina den Arm. „Und nun erlauben Sie, gnädigste Frau, daß ich Sie hinüberführe in Ihre mir längst wohlbekannten Gemächer. Es plaudert sich dort besser als in der steifen Pierlichkeit dieses Saales.“

Dann wandte sich der Marschall an Hans Joachim und Beate.

„Sie werden sich viel zu sagen haben, glaube ich,“ meinte er mit seinem Nacheln. „Ich denke, gnädigste Frau Aebtissin, wir beivilligen ihnen den Urlaub zu einer Pflauberstunde

unter vier Augen, nach der ihre Herzen sich sehnen. Auf Wiedersehen!“

Er zog die Hand Beates an seine Lippen und schüttelte Hans Joachims Hand lange und herzlich.

Dann führte er, während das Gefolge ehrerbietig Platz machte, die Domina aus dem Saal hinüber in ihr Zimmer, wo er sich ihr gegenüber in einem bequemen Lehnsessel niedersaß. —

Als alle den Saal verlassen hatten, fiel Beate ihrem Hans Joachim um den Hals.

„Liebster!“
Er küßte sie.

„Wie im Märchen ist mir, Beate. Aber gut ist es doch, daß wir unsere Hände nicht mit dem Blute jenes Elenden besudelt haben.“ —

„Mir schaudert, wenn ich daran denke.“
Sie zitterte leise.

„Das Gewitter ist vorüber, Beate. Du bist wieder hier, und du weißt ja: In Sturm und Stille — meine Heimat; und deine Heimat ist mein Herz und einstweilen noch dieses Haus.“

Dann führte er sie langsam dem Ausgange zu:
„Komme, Beate, ich muß nach meinen Leuten sehen, und vor allen Dingen nach Kiezler.“

„Er ist wohlbehalten hier,“ lächelte Beate.
Sie trat in den Hof. Er winkelte von Bayern. Ein donnerndes Hoch schallte den beiden entgegen.

Sie dankten nach allen Seiten. Schon hatte Hans Joachims Auge Kiezler entdeckt. Er ging auf den Badern zu und drückte ihm die Hand.

„Das ist gut gegangen, Kiezler.“
„Ne, verdünkelte Geschichte war's, Jungherr.“

„Na, so erzählt.“
Ein großer Kreis Neugieriger bildete sich um die Gruppe.

„So, also wi sin do bruy losgefagt, wie die höllschen Ritter. Na, un dat duerte denn of gar nich so lange, do kreggen wi die Düwelsbraten to Gesicht. „Junge“, segg id, „un all los!“ Un wi dat Wetter jagen wi weiter. Do — mit eenem Mal — Jungherr, id meen', mit stoht dat beetten Verstand still, wat id' noch heiw' — also mit eenem Mal seh id' Franzmänner — eenen un noch eenen — un denn noch eenen — un immer noch eenen — un de nähmen sen End'. Ach Jotte doch, denk id, jeh is alles verloren, denn, Jungherr, wat do kam, dat war Infanterie un Kavallerie un Artillerie — een ganzes Armeekorps! Na, dacht id, Gewalt is hier jett nich, do möten wi warten, bis dat befer kommt. Also wie immer hinner de Ellipash her un teen Dage heiw id' von ehr verwendet. Mit eenem Mal, Jungherr, da kommt mitten zwischen die Soldaten, die ganz verwunnert an uns vorbitreden, noch eene Ellipash — eene verflirt noble, wie wenn do een König drin säß. Na, een König is et jo un nich gewesen, aber een Herzog, un dat is of niaß von Pappe. Un mit eenem Mal, grad wie die beiden Ellipaschen an eenander voröverfahren, hör id, dat dat guä' Fräulein Hilfe schreit. Un kräftig hat se geschreen. —“

Beate wurde rot; Hans Joachim lächelte ein klein wenig. „So,“ fuhr der Schmied fort, „kräftig hat se geschreen, un richtig, de annere Ellipash hält still, un de General kommt do rut. Un denn fragt he, wat los wär. Un teen drei Minute duert dat, denn wert he allens.“

Der Schmied schwieg.
„Ich danke Euch, Kiezler, danke Euch allen von ganzem Herzen. Und heute abend treffen wir uns bei mir im Gute.“

„Jawoll, Jungherr, un do laten wi de Altmark lewen, di sich hüt nich hat unnerkreegen laten.“

„Das tun wir, Kiezler, und heute, wie alle Tage.“
„Kopp oben!“

„Kopp oben, Jungherr!“
Und der Ruf pflanzte sich fort durch die Reihen, von einer zur andern, bis er donnernd aus hundert und aber hundert Kehlen erschallte:

„Kopp oben!“

Hans Joachim hielt jetzt jede Gefahr für beseitigt und ließ die Bauern in ihre Dörfer abrücken.

Er atmete tief auf: Gott sei Dank, man hatte nicht nötig gehabt, die Hände mit Blut zu besudeln, und das sollte auch ein Ehrenschild für die Altmark sein.

(Schluß folgt.)

Der Kristall.

Skizze von Adolf Starl

(Nachdruck verboten.)

„Es kommt nicht auf den Betrag an, der leicht zu verschmerzen ist.“ jagte der Bankier, „aber ich kenne mich. Ich bin nervös, und die Unerklärlichkeit dieses Vorganges wird mich wie eine Brangsvorstellung bei Tag und Nacht verfolgen. Ich werde nicht imstande sein zu arbeiten, mich zu konzentrieren. Immer wieder werden meine Gedanken zu der verschwundenen Banknote zurückkehren. Und deshalb, um meiner eigenen Ruhe willen, muß ich das Rätsel lösen.“

Der Polizeikommissar, der in dem Privatkontor dem aufgeregten Hausherrn gegenüber, streifte die Asche von der Zigarre und lächelte ein wenig über das erregte Wesen des anderen.

„Sie übertreiben wohl ein wenig, Herr Singer. Aber immerhin, ich verstehe die nervöse Erregung und das Unbehagen, in welches Sie, sowie jeden anderen, ein unbegreiflicher und unerklärlicher Vorfall versetzen muß. Aber schließlich, an Geistes- und Gespinnster glauben wir beide ja doch wohl nicht, und so muß sich, trotz aller scheinbarer Unerklärlichkeit, schließlich doch noch die Wahrheit herausfinden lassen, die wahrscheinlich einfacher ist, als wir glauben. Versuchen Sie, sich die ganze Situation noch einmal in Erinnerung zu rufen, vielleicht finden wir dann den Schlüssel zum Rätsel.“

„Ich kann Ihnen nichts sagen, was ich nicht schon gesagt habe. Ich hatte mich mit meiner Frau verabredet, die mich hier abholen wollte, um zusammen mit mir einige Einkäufe zu besorgen. Als Zeit war die sechste Stunde bestimmt, aber meine Frau verspätete sich etwas, was mich nervös und verdrießlich machte, denn ich bin Pünktlichkeit gewöhnt, und dann, man kann ja doch nichts arbeiten, wenn man weiß, daß jeden Augenblick die Tür aufgehen wird. Während des Wartens fiel mir ein, daß ich vielleicht nicht Geld genug für die Einkäufe bei mir hätte. Ich öffnete die Kasse, welche, wie Sie sehen, hier Knapp neben meinem Schreibtisch steht, so daß ich sie stets zur Hand habe, entnahm ihr eine Anzahl Banknoten und steckte sie zu mir. In diesem Augenblick kam mein Kassierer herein und brachte mir einen Tausendmarktschein, mit der Bitte, ihn zu wechseln. Ich legte den Tausender in die Kasse, hierher, auf diesen Platz, das weiß ich ganz genau. Im gleichen Augenblick öffnete sich die Tür, und meine Frau erschien. Ich schloß die Kasse und enterrichte mich. Als ich nachmittags wiederkam, war der Tausendmarktschein verschwunden. Die Schlüssel waren unterseht, überhaupt ist an einen Diebstahl oder Einbruch nicht zu denken, denn abgesehen davon, daß es noch heller Tag war und das Nachburbüreau niemals, auch über Mittag nicht, leer wurde, müßte ja der Dieb hinüberbrannt gewesen sein, gerade nur die eine Banknote zu nehmen, und das andere Geld, es liegt noch sehr viel in dem Schranke, darin zu lassen. Und überhaupt, es gibt nur ein Paar Schlüssel, und die trage ich immer bei mir, an dieser kleinen Kette hier befestigt, damit ich sie nicht verliere. Kurz und gut, ich kann mir die Geschichte ab'ohnt nicht erklären.“

„Und ist es nicht vielleicht möglich, daß Sie die Banknote gar nicht in den Kassenschrank legten, sondern in der Ferneheit irgendwo anders hin?“

„Nein, das ist ausgeschlossen. Ich habe scharf nachgedacht und kann mich an gewisse Details erinnern, die nicht trügen. Ich bin ein wenig pedant. Zu meinen Gewohnheiten gehört es, die gleichen Geldsorten in Päckchen übereinander zu ordnen. Es war der einzige braune Lappen, den ich hatte, und ich mußte die anderen Papiere etwas beiseite schieben, um für ihn Platz zu bekommen, daß er schon glatt aufliege. Bitte, überzeugen Sie sich selbst; ich habe den Inhalt nicht berührt. Hier sehen Sie noch genau den leeren Fleck, wo der Tausender gelegen.“

Der Polizeikommissar versprach, sein Möglichstes zu tun, und empfahl sich. Aber der Bankier merkte ganz wohl, daß der andere wenig Hoffnung hatte, den Fall klarzustellen, und seine nervöse Unruhe wuchs. Tatsächlich hatte er nicht übertrieben. Bankier Singer war einer von jenen Menschen, die eine ungeheure Arbeitskraft mit einem sehr erregten Temperament und einer übermäßigen Empfindlichkeit verbinden, und der unerklärliche Vorgang bereitete ihm ein fast körperliches Unbehagen.

Natürlich kam er im Gespräch mit seinen Freunden immer wieder auf die Sache zurück, bis einer von ihnen halb scherzend sagte: „Du solltest dich an den Jüder wenden, der mit seinem überirdischen Gaben die halbe Stadt verrückt macht. Meine Frau war gestern bei ihm und lässodet, daß er ihr Dinge offenbart hat, die er wundtlig auf natürliche Weise wissen konnte. Vielleicht findet dieser Zauberer auch deinen braunen Lappen.“

Diese Worte gingen Singer nicht aus dem Kopf. Obgleich eigentlich nicht abergläubisch, war er doch zu allem bereit, um die Sache klarzustellen und sein seeliges Gleichgewicht wieder zu erlangen. Noch am gleichen Abend suchte er den Jüder an.

Er war ein wenig enttäuscht. Statt des hageren Faktis in phantastischem Gewande, den er zu sehen erwartet hatte, fand er einen modernen mit ausgefuchter Eleganz gekleideten Herrn vor, bei dem nur die dünnere Nase und die charakteristische Gesichtsbildung den Angehörigen einer anderen Rasse verriet.

Der Jüder hörte die Erzählung ruhig mit an und sagte: „Da Sie einen Diebstahl für ausgeschlossen halten, da die Kasse nach Ihrem Fortgang nicht mehr geöffnet wurde, so kann der Tausender nur verschwunden sein während der Zeit, die zwischen dem Hineinlegen in die Kasse und dem Schließen derselben verstrich. Wenn wir die ganze Szene noch einmal sich abspielen lassen, so muß es gelingen, den Bergang klarzustellen und Erinnerungen aus dem Unterbewußtsein hervorzurufen, die Ihnen einfach nicht mehr gegenwärtig sind. Das ist weiter keine Hexerei.“

Er gestirnte sich, um bald darauf mit einem Kristallwürfel wiederzukommen, den er vor dem Bankier auf den Tisch stellte.

„So, schauen Sie in dieses Glas, konzentrieren Sie Ihre Gedanken auf den Moment, wo Ihnen die Banknote gebracht wurde, und beschreiben Sie mir genau, was Sie sehen.“

„Ich sehe mein Bureau. Ich sitze im Schreibtischsessel, der Kassierer tritt ein und legt den Tausender auf den Tisch. Ich sehe auf, öffne die Kasse, gebe das Wechselgeld heraus und lege den Tausender auf seinen Platz in der Kasse. In diesem Augenblick geht die Tür auf, ich drehe mich um, meine Frau steht auf der Schwelle. Ich rufe ihr etwas zu, rüchig, daß sie die Türe schließen soll, weil es zieht. Ich kehre mich um, den Schrank zu schließen.“

„So, jetzt schauen Sie genau hin, ehe Sie die Tür zuschlagen, ist der Tausender noch auf seinem Platz?“

„Nein, der Platz ist leer.“

Verwundert drehte sich der Bankier nach dem Jüder um. Im selben Augenblick verschwand die Vision; er sah das Hotelzimmer vor sich und den braunen, eleganten Herrn, der jetzt mit einer raschen Bewegung seiner Hand den Kristall bedeckte.

„Es glaube die Sache ist klar. Die Banknote verschwand in jenem Augenblick, da Sie dem Geldschrank den Rücken kehrten, um noch Ihrer Frau hinzuschauen. Hexerei ist keine dabei, wahrscheinlich, hat der Luftzug beim Öffnen der Tür das leichte Blatt fortgeweht. Ja, bin überzeugt, daß Sie es irgendwo finden werden, wenn Sie suchen.“

Der Bankier eilte rasch in sein Bureau und durchsuchte alle Ecken, ohne etwas zu finden. Da kam er auf die Idee, die Situation herzustellen, wie er sie im Kristall gesehen. Er öffnete die Kasse, legte ein leichtes Blatt auf den Platz, wo der Tausender gelegen, dann rüch er die beiden Türen auf, diejenige, durch welche der Kassierer fortgegangen war, ohne sie zu schließen, und die, durch welche seine Frau eingetreten war. Im gleichen Moment entstand ein Luftzug, der das Blättchen padie und direkt in den Papierkorb hineinblies, der neben dem Schreibtisch stand. Singer stürzte sich auf den Korb, leerte den Inhalt auf den Teppich und fand zwischen den alten Briefen tatsächlich den so rätselhaft verschwundenen Tausender.

Der Schöpfer der vergleichenden Sprachwissenschaft.

Zum 50. Todestag Franz Bopp's, 23. Oktober.

Franz Bopp hat eine neue Welt entdeckt. Fernen der Geschichte, die bis dahin dicht verhangen waren, hat er unserer Blinde eröffnet, den Stammbaum des Menschengeschlechtes ermittelt und die wunderbare Schöpfung des Menschen, die Sprache, in einem ganz neuen Lichte gezeigt. Das alles ist das Werk der vergleichenden Sprachwissenschaft, und diese Wissenschaft ist eine Schöpfung von Franz Bopp, der als der Sohn eines kurfürstlichen Marschallbeamten am 14. September 1791 zu Mainz das Licht der Welt erblickte und schon in jungen Jahren infolge der Befehung von Mainz durch die Franzosen mit dem kurfürstlichen Hofe nach Weissenburg kam. Dort erhielt sein Leben die Richtung, die es für immer behalten hat. Sein Lehrer Windischmann lenkte ihn auf die Sprachforschung, erweckte seinen Eifer und seine Teilnahme für den Orient und wurde so für seinen Lebensweg bestimmend. Der junge Bopp ging nach Paris, um sich den orientalischen Studien zu widmen. Seit der Eroberung Indiens durch die Engländer war nach Europa die Kunde von der wunderbaren, höchst abertümlichen, an Schönheit und Weisheit bergen sollte. Noch aber war die Zahl derer, die Sanskrit konnten, ganz beschränkt — in Deutschland hatte sich nur Friedrich Schlegel damit befaßt —; an wissenschaftlicher Hilfsmitteln, Grammatiken, Wörterbüchern, Texten fehlte es im empfindlichsten Maße, und der Pariser Professor de Chézy, der Sanskrit lehren sollte, war vielmehr auf jeden Eindringling in dies von ihm allein gehütete Heiligtum eifersüchtig. Bopp, von seinem natürlichen Sprachgenie geleitet und getragen, überwand alle diese Schwierigkeiten, drang mit fortwährender Siderheit in die Sanskrit-Verte ein und erliefte alsbald das Geheh und die Bedeutung dieser Sprache mit ungleich größerer Tiefe, als alle seine Vorgänger. Das zwischen dem Sanskrit und den europäischen Sprachen Verwandtschaft bestand, war alsbald bemerkt worden, Bopp aber vermochte gleich in seiner Erstlingschrift über das Konjugationssystem im Sanskrit das Geheh dieses Teiles der Sprache unter Vergleichung mit dem Griechischen, Lateinischen, Persischen und Gotischen festzustellen. Ingleich überderte er das Sanskrit-Studium durch die Veröffentlichung und Uebersetzung ausgewählter Texte. Dies war die Frucht seiner Studienjahre in Paris und später in London, die er der Unterstützung des Königs Max I. von Bayern, des Kronprinzen Ludwig und der Münzener

Mademie verdankte. Man interessierte sich in München für den jungen Wärschburger Gelehrten, weil Wärschburger zunächst bayerisch geworden war. Als man aber Bopp, aus London heimgekehrt, sich nach seiner Stellung und Versorgung umfah, da fand er wohl viel guten Willen und es gab lange Verhandlungen, aber die Universität Würzburg, an der man ihn eine Professur zugedacht hatte, erklärte das Sanskrit für einen literarischen Luxus; ein anderer Posten fand sich für Bopp zur Zeit nicht, und so mußte er unverrichteter Saft abziehen. Er ging zuerst nach Göttingen, wo ihm ehrenhalber die Doktorwürde übertragen wurde, dann nach Berlin — und hier entschied sich sein Schicksal. Hier fand er in seinem großen Freunde und Schüler Wilhelm v. Humboldt, der er in London kennen gelernt und in das Studium des Sanskrits eingeführt hatte, einen treuen Gönner; hier brachte man seinen Studien und Leistungen warmen Anteil entgegen, und bald sah er sich in eine Professur berufen, die schon nach wenigen Jahren zum Ordinariate erhoben wurde. In Berlin hat dann Bopp seine dauernde Wirkungsstätte gefunden und sein Lebenswerk vollendet.

Im Mittelpunkt dieses Werkes, neben zahlreichen einzelnen Untersuchungen und kleineren Schriften, steht die berühmte „Kritische Grammatik der Sanskrit-Sprache“, deren erste Auflage Bopp in den Jahren 1832—1842 vollendet hat. Die Größe dieses einzigen Werkes bestand nicht nur in dem großartigen Umfange des darin verarbeiteten Sprachstoffes, der sich nach einem Ausbrüche Walbert Kühns in den verschiedensten Gestalten von den Ufern des Ganges und Indus durch den größten Teil des südwestlichen Asiens und fast ganz Europas bis zu den Eisbergen Islands ausdehnt, sondern vor allem in dem bindig geführten Nachweise, daß alle diese Sprachen von einer gemeinsamen, uns nicht mehr erhaltenen Mutterprache abstammen, deren Gebilde wir, obwohl wir uns verloren ist, größtenteils mit voller Sicherheit wiederherstellen können. Auf diesem sicheren Grunde führte Bopp das großartige Gebäude der neuen, gesetzmäßigen Sprachvergleichung durch, durch die die innerste Werkstätte des Werdens und Schaffens der Sprache erschleiert wurde. Nach allen Seiten hat Bopp bis zu seinem Lebensende diese seine große Schöpfung und Entdeckung ausgebaut; er hat noch die Genugtuung erlebt, daß die Philologen der strengen Observanz, die anfänglich von diesen „Spielereien“ nichts wissen wollten, vor seiner Leistung kapitulierten und selbst die Verächtlichkeit ihrer Ergebnisse der vergleichenden Sprachforschung im Unterrichte der alten Sprachen auf den Schulen beifolten.

Vermischtes.

* Ein englisches Theaterstück. Da die Mannschaften der britischen Flotte durch die Tätigkeit der deutschen U-Boote mehr oder weniger zu einem „Warren“ gezwungen sind, das nachgerade ein wenig heldenhafter Dauerzustand wurde, hat man auf der englischen Flotte alle möglichen Einrichtungen entworfen lassen, um den Mitrosen die Zeit zu vertreiben. So gibt es, nach einem Bericht der Daily News, heute fast auf jedem größeren britischen Kriegsschiff ein improvisiertes Filmtheater, das Neueste aber ist ein regelrechtes Theaterstück. Dieses Schiff ist mit einer Bühne, mit Kulissen, maschinellen Einrichtungen, Decksterrassen, Zuschauerplätzen usw. versehen. Das Theaterstück hat keinen bestimmten Standort, sondern bezieht der Reihe nach die einzelnen Kriegsschiffe, es wird an die Bordseite des Kreuzers gesteuert, ein Laufbrett verbindet das Kriegsschiff mit dem schwimmenden Theater, und die Offiziere und Mannschaften haben nur über dieses Brett zu schreiten, wenn die angekündigte Vorstellung beginnen soll. Wie das Blatt weiter bemerkt, will man das Theaterstück jetzt auch zur Aufrechterhaltung der patriotischen Stimmung benutzen, indem man auf demselben Agitationsvorträge abhalten läßt.

* Die Pariser Kaufleute und die Nationalitätenfrage. Die Pariser Kaufleute haben, nach dem Figaro, der gegenwärtig so viel erörterter Nationalitätenfrage gegenüber ihre ganz besonderen Prinzipien. „Wenn ein Franzose z. B. eine Schachtel Briefpapier kaufen will, verlangt der Verkäufer 3 Frs. Trübt man hingegen seinen Wunsch in englischer Sprache aus, so beträgt der Preis 4 Frs. Wenn man Russen ist, wird einem der Preis durch das Ansprechen von drei Fingern angedeutet, auf einen 5-Frs.-Schein erhält man dann aber zwei halbe Francsstücke zurück. Erhöht man endlich als Amerikaner und legt man einen 20-Frs.-Schein zum Wechseln auf den Ladentisch, so wird überhaupt nichts herausgegeben. Man sieht also, daß es wenigstens in gewissen Fällen noch angenehm ist, Franzose zu sein.“

Bücherisch.

— **Urauf von der Liebe**, von Paul Schlesinger (Verlag von Ullstein & Co., Berlin). Ein Berliner Roman, den die nervöse Stimmung unserer Tage erfüllt, und der doch, resigniert und klug, ganz eingestellt ist auf das, was zwischen ein paar Menschen vorgeht. Im Mai des Jahres 1915, beim Durchbruch in Gallien fällt der Kapellmeister Gumbertmann, zuletzt am Nordufer Stadttheater. Und nun erst hört die Familie von seiner Ehe, die er verschwiegen hat, von seiner Witwe, einer kleinen Operettensängerin

in irgendeinem Kurock; und ihrer schmerzlichen Neue folgend, befehlen die Eltern sich zu der Hinterlassenen. Aber das Leben meldet sich, das heisende Leben, das nicht stillsteht und über alles Gefühl hinwegdrängt. Da ist eine junge Frau, ihr zarter Liebreiz, ihr schwebender Gang, ihr lächelnder Mund, ihr erfahrener Blick; und schon daß sie da ist, daß sie atmet, bringt Klarheit in ihre Seele, in ihres toten Mannes bürgerliche Welt. Mit eindringlicher Wahrheit gestaltet Schlesinger die Personen im Hause Gumbertmann, mit sicherem Können die Atmosphäre dieser herrschaftlichen Wohnung am Oltwaer Platz, dieser Sommerabende auf dem Balkon, auf beleuchteten Straßen. Dann verändert sich die Szenerie, und ein fester Eyrung trägt hinüber zur Filmwelt. In all ihrer absonderlichen Stofflichkeit, ihrer merkwürdigen Romantik dient sie dem Soelischen nur als Folie. Denn auch sie wird entzogen in das verwirrende Spiel der Leidenschaft, das dem Bude den süßen, bängigen Grundton gibt, und das in einem Garnisonsstädtchen des kriegsigen Ostens hart und schrill zu Ende kommt.

— **Jakob Schaffner, Der Dechant von Gottesbüren**. Roman. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) Geb. 3,50 Mark, geb. 5 Mark. — Man hat schon öfters von Jakob Schaffner als von einem Dichter gesprochen, in welchem uns das Erbe Pellers neu erblühe. Sein jüngstes Buch muß dieses Urteil um so mehr bestätigen, als es den Dichter zu seiner vollen Persönlichkeit und Originalität erhört zeigt. Wir sehen das Schicksal weniger Menschen in den Rahmen der gegenwärtigen Zeit so gestellt, daß wir zugleich mit den Lebensanschauungen, um die es sich handelt, eben von dieser Zeit eine geistige Anschauung bedeutender Art empfangen. Diese Menschen und ihr vielverzweigtes Schicksal stehen im wachen Blick des Lesenden, wohl der tiefsten Gestalt, die Schaffner geformt hat. Er ist ein Mann, der zwischen den Wahrheitsfragen und den künstlerischen Reizen seiner, d er kollektiven, Religion seine Menschlichkeit sucht und an der Tragödie der drei erfahren muß, daß das letzte Wort nicht irgendwelcher selbstüchtigen Multiplizierung noch so künstlerischer Interessen auf Kosten der Nächsten gebührt, sondern demüßvoll dienender Güte. Durch ihn bekommt die Erzählung ihren breiten, starken Fluß. Sie spannt sich von Abenteuer der Kampf- begeisterung zu Abenteuer des Herzens, von den Gedanken der Streiter zu denen der Zurückgebliebenen, vom Kriegerischen zum Soelischen, von den religiösen zu den weltlichen Dingen; sie wird zu einem Auerchnitt durch die gesamte Schicksalung unseres Lebens. Ueber einer sanftlich starken Anschauung strahlt das Licht der Weisheit aus, und das ist das Wertvolle an diesem vollen und tiefen Buch.

— **Das literarische Echo**. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. (Begründet von Dr. Josef Ettlinger. Herausgegeben von Dr. Ernst Heilmann.) Verlag: Egon Neisdel & Co., Berlin W. 9. Das 2. Oktoberheft ist soeben erschienen und enthält unter anderem: Julius Rodenberg: Aus Tagebüchern V; Julius Bab: Gustav Meyrink; Arthur Cloesser: C. F. Meyers literarische Weisung; G. Heibel: Jules Romains und Henri Bergson; Hans Friedeburger: Mt-Berlin.

— **Wetterbuch für die Reise und Daheim**, von Josef Krause. Mit 7 Wetterkarten, 19 Abbildungen im Text sowie 16 Wolkentafeln von A. Zimmermann. (Michters Reise- fahrer-Verlag, Berlin.) Das Wetterbuch bietet außer einer vortrefflichen Einführung in die wissenschaftliche Wettervorhersage über 100 praktisch erprobte und wissenschaftlicher Begründung zugängliche Wetterregeln.

— **Der Kunstfreund**. Zeitschrift der Vereinigung der Kunstfreunde, Heft 1, 5. Jahrgang. Inhalt: Luther und das deutsche Lied, Ein deutscher Heldentum in der türkischen Hauptstadt. Im Lande der Nachfahren.

— **Die Weltliteratur**, Heft 41, enthält: C. M. Wied: „Die Entzauberung“ und „Das Hühner“.

Bilderrätsel.



(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Ergänzungsrätsels in voriger Nummer: **Gefang, Stunde, Schein, Tisch, Kreise, Leiche, Stumpf. Gesundheit ist Reichtum.**